



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Aber zum erstenmale fühlte sie sich gleichsam fremd in diesem Kreise. Weder die Jagdgeschichten des Jägers Martin noch die schriftgelehrten Auseinandersetzungen des Webers Zacharias wollten heute ihre Gedanken fesseln. Sobald sie sich unbemerkt davon schleichen konnte, huschte sie aus dem Zimmer hinaus und begab sich in ihre Kammer.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur katholischen Geschichtsmacherei. Aus Anlaß des Papstjubiläums wurden auch vaterländische Kernlieder ins Päpstliche umgeändert, und so wurden und werden im katholischen Volke statt „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ gesungen: „Ich bin katholisch, kennt ihr meinen Glauben?“ statt „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“: „Fest steht St. Petri Fels zu Rom.“ Dazu schreibt N. Weitbrecht im siebenten Hefte der „Deutsch=evangelischen Blätter“ vom 8. Juli 1889: „Man mag das für eine bloße Geschmacksverirrung halten; wir glauben, daß auch hierin die Absicht steckt, dem deutschen Katholiken alles Vaterländische wegzunehmen und in sein Herz vor allem die Liebe zu einem Vaterlande jenseits der Alpen einzupflanzen. Je vaterlandsloser das katholische Volk wird, je mehr es der allgemeinen deutschen Bildung entfremdet wird, umso leichter läßt es sich zu römischen Zwecken mißbrauchen.“

Auch wir glauben nicht, daß die oben zitierten Liedervariationen und andre selbständige Produkte bloß Erzeugnisse des „wundervollen katholischen Liederfrühlings“ seien, der sogar in Edmund Behringer einen neuen Dante hervorgebracht haben soll („Die Apostel des Herrn“ heißt Behringers Danteleistung); diese Bereicherungen der vaterländischen Poesie, die „wie ein hoher Stern aus dem undüstersten Himmel“ derselben nach dem Urteile des „Erzählers vom Main“ hervorleuchten sollen, entstammen demselben Wahrheitsfinne, dem die katholischen „Forschungen“ des „großen Geschichtsschreibers“ Janßen mit seinen falschen Zitaten entstammen; auch haben sie dieselbe Absicht, wie die „Eichsfeldia,“ wenn sie als Andenken an den Sedantag in ihrer Beilage „Erholungsstunden“ 1888 unter der Aufschrift: „Der sonderbare Heilige“ dichtet:

Es dauerte St. Sedans Ruhm  
 kaum leider ein Dezennium;  
 Denn seit die Einigkeit entflohn,  
 Ziel auch der Einigkeitpatron.  
 Nur noch in Schul- und Kinderstuben  
 Erbaut er jetzt die deutschen Büben,  
 Und lebt dort als Staatspensionär  
 Und wunderlicher Heiliger.

Diese Verhöhnung des Patriotismus, die leider! mitten in deutschen Landen möglich ist, gehört zu dem blühenden Geschäftskatholizismus, der in der deutschen Presse

unter dem Titel „Durchbringung des modernen Lebens mit den Prinzipien des katholischen Glaubens und der katholischen Sitte“ seine freche Reklame treibt. Er handelt in allen Stücken nach dem Rezept Leo's XIII., katholische Anschauungen auf alle Weise in das Lebensblut protestantischer Völker zu bringen. Welche Anschauungen in unsern ultramontanen Kreisen über die letzten Jahrzehnte unsrer vaterländischen Geschichte herrschen und von da aus weiter verbreitet werden, das sieht man am deutlichsten aus unsern katholischen „Volksblättern,“ die seit 1866 so massenhaft aus dem ultramontanen Geistesboden aufgeschossen sind. Da schrieb z. B. als ehemaliger Mitarbeiter des Dr. Sigl der jetzige Redakteur der „Westfälischen Volkszeitung,“ Tufangel, ein geborner Preuße: „Wir haben gewiß nichts dagegen, wenn Preußen auf ihren König toastiren, aber aufs tiefste muß es bedauert werden, daß es gläubige Katholiken giebt, welche heute noch den traurigen Mut haben, die »Einheit« und »Stärke« unsers zerrissnen, geschwächten und gedemüthigten deutschen Vaterlandes durch Festtoaste zu feiern. Rein, der Katholik kann sich nicht freuen über die »Einheit« und »Stärke« Deutschlands, die ihm durch Preußen geworden. Der Katholik kann nur trauern und seinen Trost in der Hoffnung finden, daß die Tage des Preußentums gezählt sind. Ja, wir sind antinational, wir sind reichsfeindlich und werden es bleiben, aber nur, weil wir unser Vaterland (Rom!) lieben. Wir beklagen aufs tiefste den Entwicklungsgang Deutschlands seit dem Jahre 1866.“ Und den Mann solcher Bekenntnisse berief die römisch-katholische Parteileitung in Bochum in die Redaktion einer größern Zeitung und verjagte ihn mit Hilfe der fünfzehn katholischen Vereine Bochums in die Lage, nicht nur bei Reichs- und Landtagswahlen, sondern auch bei sozialen Bewegungen wie dem westfälischen Kohlenstreik im ultramontan-demagogischen Sinne eine Hauptrolle zu spielen. Hinter der katholischen Parteileitung zu Bochum stehen, wie überall hinter den katholischen Vereinen, die Priester. Ob es da wohl richtig ist, wenn auf eine Anfrage im Briefkasten einer viel gelesenen Dresdener Zeitung, warum doch im Gegensatz zu der evangelischen Geistlichkeit zum Empfange des Kaisers in Dresden kein einziger katholischer Geistlicher zugegen gewesen sei, und warum doch im Gegensatz zu den sämtlichen Kirchen Dresdens die katholische Hofkirche allein nicht geslaggt habe? ob es da wohl richtig ist, wenn auf solche Anfragen die Antwort der Redaktion kommt, „daß mehrere katholische Geistliche erschienen seien, doch nicht, wie die evangelische Geistlichkeit, in Amtstracht, sondern im einreihigen Rock mit Stehkragen. Geslaggt aber habe die katholische Hofkirche, wie auch das Schloß, seit unwordenklichen Zeiten nicht,“ und dann in der Antwort versichert wird: „Daß die katholischen Geistlichen, wie alle andern Deutschen, in dem deutschen Kaiser das von Gott gesetzte Oberhaupt des deutschen Reiches lieben und verehren, versteht sich von selbst.“ Wollte Gott, es wäre so! Wir befürchten bei vielen, sehr vielen das Gegenteil. Kein Papst kann Ghibelline sein. Und was vom Papst gilt, das gilt auch von seiner Klerisei. Ist der Ghibelline zu groß, als daß der Streit mit ihm viel Erfolg verspräche, so stellt sich Papst und Alerus ihm befreundet und rückt ihn möglichst in seine Nähe; glaubt er sich ihm gewachsen, so beginnt der Streit. Aber so wie so, scheinbar befreundet oder feindlich, bei dem echten Ultramontanen ist von Wahrheit keine Spur, am allerwenigsten von geschichtlichem Wahrheitsfinn. Das liegt einmal im römischen System. Wer Gelegenheit gehabt hat, das kennen zu lernen, der findet, daß es so ist, wie Wiese, dieser unparteiische Mann, in seinen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen“ bezeugt, wenn er sagt, daß er sich nur weniger Katholiken erinnere, bei denen die Einwirkungen der römisch-katholischen Pädagogik auf den Wahrheitsfinn nicht zu bemerken gewesen wären; die Folgen des

römischen Systems seien eine unbewußte Trübung des Wahrheitsfinnes bei dem katholischen Volke. Was beim Volke aber „unbewußte Trübung“ ist, das ist bei den Führern eine sehr bewußte. Ein höchst interessantes Beispiel einer solchen bewußten Trübung, zugleich ein Beleg für den klerikalen Grundsatz der Geschichtsfälschung durch die Beanspruchung und Heranziehung eines großen Ghibellinen in die eigne Nähe wird von Goethe in seiner „Italienischen Reise“ unter dem Datum des 25. Oktober 1786 erzählt. Goethe berichtet da, wie er auf seiner Reise nach Rom von Bologna bis nach Perugia mit einem päpstlichen Offizier zusammen fährt, den er einen „wahren Repräsentanten vieler seiner Landsleute“ nennt. Sie kommen auch auf den Protestantismus zu sprechen, und da kommen denn bei dem Offizier mancherlei wunderliche Dinge zu Tage. Unter anderem erzählt er: „Man hat uns versichert, daß Friedrich der Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davongetragen und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sei und vom Papste die Erlaubnis habe, es zu verheimlichen; denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Kapelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wütende Ketzer sind, auf der Stelle todschlagen, wodurch dann der Sache nicht geholfen wäre. Deswegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubnis gegeben; dafür er denn aber auch die alleinseigmachende Religion so viel ausbreitet und begünstigt als möglich.“ Man sieht, welchen Dank die „alleinseigmachende Religion“ dem großen Preußenkönig schon seinerzeit dafür gewährte, daß er in seiner hochherzigen Toleranz den Jesuiten in seinen Landen eine Freistätte gewährte zu einer Zeit, wo alle andern Staaten Europas sie über die Grenze jagten. Goethe selbst sagt zu diesem höchst sprechenden Zeugnis von einer „bewußten Trübung des Wahrheitsfinnes“ durch den Klerus: „Ich ließ das alles gelten und erwiderte nur, da es ein großes Geheimnis sei, könnte freilich niemand davon Zeugnis geben. Unfre fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derselben Art, so daß ich mich über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.“

Goethe behandelte all solchen Humbug mit gutem Humor. Das entsprach auch den Zeitverhältnissen und der Lage der kirchlichen Dinge in unserm Vaterlande, wo sich damals eine ultramontane Geistlichkeit nicht fand. Da mochte die italienische Klerisei immerhin die Preußen als ein „bestialisches Volk“ ihren Gläubigen darstellen. Heutzutage aber ist auch der köstlichste Humor in diesen Dingen nicht mehr angebracht. Wenn der Ultramontanismus die Gemüter so vergiftet, daß es Schriftsteller giebt, wie jenen obengenannten Genossen Sigls, der zu schreiben sich erdreistete: „Wer als katholischer Rheinländer sich als Preuße aufspielt, handelt ebenso charaktervoll, wie ein Pole, der sich für einen Russen ausgiebt,“ so muß die Strenge des Gesetzes unerbittlich walten. Mit den Ultramontanen auf gütliche Weise zum Frieden zu kommen, ist für den Staat ein ganz vergebliches Bemühen. Das zeigt die Geschichte. Es scheint aber, als ob Hegel leider Recht hätte, wenn er sagt, daß die Geschichte nichts anderes sei, als die Lehre von der Unfähigkeit des Menschen, aus der Vergangenheit zu lernen.

---

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig